



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zeitler, Julius: Sollen die Dramatiker schweigen?

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Sollen die Dramatiker schweigen?

Von Dr. Julius Zeitler



Die Rundfrage, die neulich von einem Leipziger Abendblatt (Abendzeitung) bei Bühnenleitern, Künstlern, Schriftstellern und Liedernichtern veranstaltet wurde, um ihre Urteile über den Einfluß des Krieges auf die deutsche Theaterwelt zu sammeln, ist außerordentlich aufschlußreich bezüglich der gegenwärtigen Lage der Theater. Man findet darin Beiträge zur Psychologie des Publikums, zur Lage des Schauspielerstandes im Kriege, zur Klarstellung des merkwürdigen und leider so sehr erklärlichen Wandels, den der Spielplan in den letzten Monaten erfahren hat. Ja, es steckt sogar eine Art Theatergeschichte dieser Kriegszeit darin, da wir die einzelnen Phasen der Spielplangestaltung schon deutlich überblicken können: von dem nationalen und klassischen oder epigonischen Drama nach der Lähmung des August, der Überwucherung der folgenden Monate mit patriotischem schnellproduziertem Hurrakitsch, bis zum sentimental und beruhigenden Volks-, Biedermeier- und Zauberstück. Werke der letzteren Ordnung nannte man „Entspannungsliteratur“; das Theater wich den Zeitereignissen so weit aus, daß die Ablenkung von diesen als seine Hauptaufgabe erschien, das Publikum steuerte immer mehr in eine Sucht zum Leichtesten und Leichtesten hinein und so wollten die Theater nur noch der Zerstreuung, Erheiterung und Erholung dienen. Es muß gesagt werden, daß diese zunehmende Verflachung von recht vielen Stimmen nur mit Resignation gebucht wurde. So beklagt Otto Maurenbrecher, daß „unser Publikum vom Theater vorerst noch nicht die große Erhebung und Erbauung wolle, die man ihm gern reichen möchte“, und Alfred Palm findet bittere Worte über die Erniedrigung und Verflachung des Publikumsgeschmacks, die in ihren Wirkungen auf eine recht lange Zeitspanne hin nur niederdrückend empfunden werden können.

Alle Stimmen verwerfen natürlich ausnahmslos die aktuelle schnell zusammengezimmerete Kriegsdramatik, bis zur Kriegsposse und Kriegsoperette hinunter, jenen patriotischen Schund, über dessen entsetzliche Albernheit man eigentlich kein Wort zu verlieren braucht. Es gibt geradezu kein Vaterlandslied, dessen Titel

oder Anfangstrophe nicht als Titel eines dieser in einer schreckensvollen Massenhaftigkeit auftretenden Werke mißbraucht wurde. Manche Direktoren bedauern es mit bitterem Hohn, daß sie die Pforten ihres Hauses solchem Schund nicht verschließen durften — aus wirtschaftlichen und Publikumsgründen. Es muß aber anerkannt werden, daß die ernsteren Bühnen dieser Seuche so gut wie gar nicht anheimfielen, daß sie auch in der Kriegszeit immerhin auf ein anständiges Niveau bedacht waren. Jene Produkte, wie „Immer feste druff“, „Gloria-Viktoria“, „Infanterist Pflaume“, „Die Tripelentente“, „Krümel vor Paris“ und andere, scheinen in der Tat jetzt ganz an die Stätten verwiesen, wohin sie gehören, in die Operettenhäuser und Varietés. Die Stücke sind damit schon von selbst in den Drfus gefunken, und es hätte auch jenes prinzipiellen Beschlusses einer Bühne (der Münchener Generalintendant), sich aktuellen Kriegsdramen zu verschließen, gar nicht bedurft, um so mehr, als ein solcher Beschluß, wie wir sehen werden, doch auch eine zweischneidige Sache ist, indem er neben dem Schlechten auch dem Guten die Lebensmöglichkeit abschneidet. Aber auch die nationalen Dramen der Vergangenheit (Kleist, Lessing, Heise) haben angefangen, in den Hintergrund zu treten, und ernste Theaterleiter beginnen, dem irregeleiteten Kriegszeitgeschmack des Publikums mit Aufführungen von Neuerscheinungen zu begegnen, die schon vor dem Kriege entstanden sind, aber eine Weile in den Schubläden der Dramaturgen schlummern mußten. Selbstverständlich sind auch klassische Werke ohne nationalen Gehalt wieder aufgenommen worden. Soweit jene Neuerscheinungen einen solchen hatten, erhielten sie ihn schon aus der Zeitstimmung vor dem Kriege, wie Freiherr von Urubus „Louis Ferdinand“, Ludwigs „Kronprinzendrama“, Paul Ernsts „Preußengeist“, Burtes „Ratte“, Eulenberges „Morgen nach Runersdorf“ und andere — eine ganze Reihe von Preußenstücken! Die Literaturgeschichte mag untersuchen, warum sich so viele Dichter der Preußenhistorie zuwenden, warum auch der Preußenroman in der Luft liegt. Es sind Stücke, die gewissermaßen eine zweite Staffel jener nationalen Dramen darstellen. Im weiteren Sinne gehören auch das in Erfurt aufgeführte Kriegsschauspiel „Fröschweiler“ von Wenzel und Kunkel, Lees „Grüne Dstern“, 1813 spielend, Hans Francks „Schlacht bei Worringen“ (Düsseldorf), Edmund Bassenges „Gotentreue“ (Chemnitz) und Glarts „Heinrich der Hohenstaufe“ dazu; wohl alle sind schon vor dem Krieg geschrieben und spiegeln doch die Kriegsstimmung wider. Sogar Bismarcks Gedanken und Erinnerungen haben sich gefallen lassen müssen, dramatisiert zu werden. Jenseits dieser immerhin kriegerisch durchdrungenen Dramenwelt erhielten wir von Schönherr, Wildgans, Bartsch, Sternheim neue Stücke, die aber in diesem Zusammenhang außer Betracht bleiben sollen. Also jene oben erwähnten Werke fanden wenigstens da oder dort bei den Theaterleitern eine freundliche Aufnahme, man schlug zwei Fliegen mit einer Klappe, man befriedigte die patriotische Gesinnung und schien dabei zugleich die lebendige Dramatik, das Schaffen der Gegenwart, zu fördern.

Aber es ist klar, auch diese sporadischen Erscheinungen und Aufführungen haben es noch längst nicht vermocht, unserer Theatergegenwart einen Charakter zu geben. Im ganzen wird gerade jetzt, in dem Zwischenraum zwischen der ersten und der zweiten Kriegsepoche, deutlich, daß über unseren Bühnen ein Zustand der Ratlosigkeit liegt, eine gewisse Blutleere, trotz aller Experimente, auch den Breiteren heilsames Menschenblut zuzuführen, ja fast eine Lähmung, wie sie im Monat der Mobilmachung herrschte. Woran liegt das? Unsere Frage beantwortet das Schweigen der Dramatiker. Warum schweigen sie? Schweigen sie nicht zu lange? Das Mißverhältnis zur Kriegsdichtung liegt klar zutage; viele Tausende Kriegsliriker singen und zwitschern und marschieren gereimt und ungereimt — die Dramatiker aber schweigen. Dem ungeheuren Geschehen dieser Zeit erstehen noch keine dramatischen Gestalten. Was uns angekündigt ist, hat keinen Bezug darauf. Denn wir werden wohl weder Ernst Hardts „König Salomo“ noch Sudermanns fast in der Urzeit spielendes neues Drama, die angesagt sind, mit den Ereignissen unserer Zeit, die uns im Herzen zittern, in Berührung bringen dürfen. Es mag Heroismus sein, einer bebenden Gegenwart künstlerisch entfliehen zu können. Aber es ist sicherlich ein anderes Heroentum, als es heute in den Seelen lodert, als es heute die dramatische Hülle zu sprengen suchen muß. Was uns bisher von unseren Dramatikern in dieser Richtung beschert wurde, ist überaus spärlich und es sind bestenfalls nur kleine Abschlagszahlungen. Schmidt-Bonnis und Dülbergs dramatische Prologe, Havelis „Einberufung“, Bahrs munterer Seifenfiederschwanke, Klabunds „Kleines Kaliber“, Carl Augengrubers „In großer Zeit“, Thomas „Erster August“ — teils stecken sie noch ganz in der Mobilmachung, teils sind sie nach außen gerichtet und geben billige Feindeskarikaturen. Alexander von Gleichen-Rußwurms „Feinde ringsum“ beschwor das Griechentum und stellte die Mobilmachung Themistokles' auf die Bühne. Tiefer ins Gefüge der Zeit greift Carl Hauptmann in seinen dramatischen Einaktern, die, wie schon das Tedeum „Krieg“, ins Philosophische münden, und das innere und weitere nationale Geschehen noch nicht ergreifen. Auch Hans Johsts „Stunde des Sterbenden“ schließt sich an Hauptmann an. Das wären so ziemlich alle dramatischen Geburten, die der Krieg bisher gebracht hat.

Aber wie stellen sich nun unsere Theaterleiter und Dichter selbst dazu? Was erhoffen sie von der eigentlich lebendig zu nennenden Dramatik unserer Tage? Hören wir die Rundfrage, so begegnen wir bei nicht wenigen einer großen Zukunftsfreudigkeit, nicht wenige hoffen auf bedeutende Dramatiker und fordern sie, und wo einmal eine Stimme resigniert ausklingt, geschieht es aus Liebe zum Besten, aus unüberwindbarer Skepsis gegenüber dem Publikumsgeschmack. Da lebt Graf Bylandt-Rheidt der Hoffnung, daß unsere große Zeit „auch wieder große“ Dichter erstehen lassen wird, Julius Rudolph hofft, „daß diese große Zeit auch große Dichter bringe, damit die Massenproduktion

von dramatischen Reichtheiten aufhört," Georg Stollberg erwartet einen günstigen Einfluß auf die dramatische Produktion („wir waren nahe an der Versumpfung“), Wolzogens Gattin wünscht, daß sich in blühender Schaffenskraft „ein persönlich-nationaler Geschmack herausdestilliere aus dem Pulverdampf des Krieges, aus dem Strudel des Völkerblutbades“, Max Pategg verspricht, daß sich „modernen Dichtern, soweit sie die Zeitereignisse mittelbar oder unmittelbar in packender Form widerzuspiegeln wissen, gern die Theaterportalen öffnen“, auch Ernst Wachler fordert, daß „die Bühnenleiter soviel als möglich neue Dichtungen“ aufführen sollen. Richard Leiner seufzt gar nach Dichtern, die ältere Ideen in sich haben ausreifen lassen, weil ihm die gegenwärtigen so sehr zu versagen scheinen. Gut meint es auch Alfred Halm mit den modernen Dramatikern: „Es brauchen ja nicht gleich Meisterwerke geschaffen zu werden, aber wir haben soviel künstlerisch-empfindende Schriftsteller, die das Handwerk der Bühne kennen und hier gern einspringen würden.“ Maximilian Bötticher, der eine schlimme Zeit für die Künste nach dem Krieg heraufziehen sieht, meint es noch herzlicher: „Jetzt schon sollten die Theaterdirektoren auf die Suche gehen nach jungen deutschen Dichtern, und die noch Unsicheren stützen und fördern.“ Auch Hermann Rienzls innerste Wünsche gehen auf das Erstehen von Dichtern — wenn sie erstehen, so wird „ihre von der neuen Zeit befruchtete Dichtung die Wesensmerkmale dieser Zeit, wird ihr heroisches Drama die Züge des stillen, in innerer Not ausharrenden Heldentums tragen.“ Und wenn auch Heinrich Stümke die Auserwählten dünn gesät sieht, so geht doch auch seine Sehnsucht nach neuen Dramen. Karl Ettlinger endlich rät: „Neue Stücke von neuen jungen Autoren geben!“ — Der Krieg lehrte, daß viele unerkannte Heldennaturen unter uns leben, so leben auch viele unerkannte Talente unter uns! „Sie jetzt ans Licht zu bringen, das wäre nicht nur die künstlerische Aufgabe der Theaterleiter, sondern auch ihr bestes Geschäft.“

Man sieht, es haben sich doch eine erkleckliche Anzahl von Gewaltigen der Bühne und von angesehenen Schriftstellern in der Bekundung ihrer Sympathien und ihres Optimismus für die kommende neue Dichtung zusammengesunden. Freilich, die Dramatiker selbst sind auch in dieser Umfrage stumm geblieben. Eine sehr gewichtige Stimme aber hat sich ausdrücklich für die Fortdauer des bestehenden Zustandes ausgesprochen. Geheimrat Zeiß, dessen Spielplan sicherlich seinem Wahlspruch „Anständig durchhalten“ ganz hervorragend entspricht, stellt zwar fest, daß „unsere Dichter heute in Ergriffenheit vor den ungeheuren Ereignissen noch schweigen,“ wie er in dem Liebesgabenheft der österreichischen Rundschau ausführt, aber er begleitet dies zugleich mit dem Ausruf: „Sie seien dafür gepriesen!“ Für die Zukunft läßt Zeiß zwar gleichfalls alle Hoffnungen gelten, er sieht, daß sich „da draußen im Anblick jener übermenschlichen Heldennaturen“ Dichter formen und vorbereiten, ja das Schweigen der Dichter, „die unser modernes Drama so verfeinert, künstlerisch so reich und

vielvermögend gemacht haben“, ist ihm gerade ein Beweis, „daß hier ein stilles neues Wachstum anhebt.“ Man fragt sich aber, warum soll dies Schaffen so sehr in die Zukunft verlegt werden, warum soll man nicht erwarten dürfen, daß es sich schon in der Gegenwart auswirke? Warum soll die Dramatik gegenüber allen anderen Lebensäußerungen, die wir sich entfalten sehen, zurückbleiben? Man könnte sagen, alles was heute die Dichter schaffen, und sei es im stillsten Kämmerlein, sei es auch der grauesten und erotischsten Vorzeit entnommen, hänge doch irgendwie mit den Begebnissen der Gegenwart zusammen, sei doch irgendwie von dem Blutdunst und dem heroischen Atem unserer Zeit umwittert. Aber das ist es nicht, was die Zeit fordert. Sie will, daß ihr die Dichtung gerade und ohne Umwege und Umschweife ins Auge blicke und ihr den Spiegel der Kunst vorhalte. Da unsere Dramatiker im Mobilmachungszustand stecken geblieben sind, tragen sie eine Hauptschuld an der gegenwärtigen Ratlosigkeit und Stagnation der Theater. Es erscheint verfehlt, mit dem Schaffen bis nach dem Kriege zu warten. Gerade jenen Stimmen gegenüber, die die Lage nach dem Krieg pessimistisch beurteilen, müssen zeitig Mahner und Geistesrufer auftreten, die jener befürchteten Lähmung unseres Kulturlebens entgegentreten. Es ist nicht einzusehen, warum es in künstlerischem Sinne verboten sein soll, schon jetzt die ungeheure Mannigfaltigkeit innerer Probleme, in denen wir stehen, dramatisch zu erfassen. Man macht die Verwirklichung eines Dramas unmöglich, wenn man seine Hoffnungen immer wieder in die Zukunft verlegt. In unserer ganzen Kulturepoche mästen wir unausgesetzt die Zukunft von unseren Hoffnungen, unausgesetzt verurteilen wir die Gegenwart, indem wir alles Heil von der Zukunft erwarten. Keine Ewigkeit aber wird erbringen, was die Gegenwart ausgeschlagen hat. Nie wieder wird das Erleben dieser Zeit in so brennender Deutlichkeit und Schmerzlichkeit vor uns stehen, wie gerade jetzt. Von aller Zukunft dürfte nur eine Schwächung und Verdünnung der Gefühle, von denen der heutige Deutsche durchdrast ist, zu erwarten sein. Der Zustand, in dem wir leben, ist kein Burgfrieden mehr, sondern er ist ein „Kirchhofsfrieden“. Dabei sei die Vermutung ganz zurückgewiesen, daß das Schweigen der Dramatiker eine Mitursache habe in Bedenken vor der Zensur — ein so bedenkliches Symptom werden sie mit ihrem Schweigen nicht verraten wollen. Von der Beforgnis, daß man ihr Schaffen mit der üblichen Kriegspoffensfabrikation verwechseln könnte, ist garnicht zu reden. Es ist verständlich, daß sie sich mit ihrem Schaffen abheben wollen, aber das Schweigen hat sie schon abgehoben, ihre Werke fallen jetzt nicht mehr ins Getümmel. Also heraus mit neuen Stücken, ihr Dramatiker! Die Zeit strotzt von Problemen, die nach Verwirklichung, Darstellung und Lösung verlangen, erfüllt gerade jetzt und hier die Aufgaben der fortschreitenden Dichtung, damit ihr nicht hinter dem dämonischen Lauf dieser Zeit zurückbleibt! Bergeht auch nicht, daß euch ein Amt überantwortet ist, eins von der Kunst und eins von der Menschlichkeit! Bleibt auch jetzt Träger und Erfüller dieses Amtes! Laßt

nicht die Worte wahr werden, die Paul Bekker, einer der berufensten Warner und Richter, der Zeit ins Bronzeanliß schleudert, daß die heutige Bühne „jede neue Lebensregung zum lautlosen Absterben verurteilt“, daß das Publikum „zu einer Denkrägheit beispielloser Art“ erzogen wird, unter „Beschönigung der eigenen Bequemlichkeit und Geschäftsschlaueit mit vaterländisch-pathetischer Geste“. Bekker wird schwerlich allein stehen, wenn er feststellt: „eine geradezu ungeheuerliche Geistesfaulheit hat sich aller bemestert.“

Dieser Geistesfaulheit auf ihrem Gebiete entgegenzuwirken, das ist die Aufgabe unserer Dramatiker. Die Intendanten — wir haben es ja gehört — werden folgen. Auch werden sie ohnedies ihre Häuser nicht zumauern können.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Politik

Aus der Masse der gegnerischen Kriegsliteratur verdienen nur wenige Schriften die Beachtung des deutschen Publikums. Blindwütiger Fanatismus, Verleumdung und schreiender Selbstbetrug herrschen vor und überheben uns jeden eingehenden Urteils. Auch die Ausnahmen können uns nur insoweit interessieren, als sie uns ein Bild von dem Gemütszustand unserer Feinde geben. In diesem Sinne möchte ich hier den Gedankengang des kürzlich erschienenen Buches „La Guerre“ von Ernest Denis wiedergeben, dessen Verfasser, Geschichtsprofessor an der Sorbonne, sich selbst zu den objektiven Schriftstellern rechnet (2. Auflage, Paris, Delagrave).

Er beginnt mit der unmittelbaren Veranlassung des Krieges. Als Ergebnis des diplomatischen Streites stellt er fest: Osterreich hat an Serbien unannehmbarere Forderungen gestellt; Serbien hat in seinem Entgegenkommen schon die Grenze des Möglichen überschritten; trotzdem hat Osterreich an Serbien den Krieg erklärt; Deutschland hat alle diplomatischen Friedensbestrebungen der Mächte hintertrieben, hat Rußlands Teilmobilmachung als Vorwand zur Kriegserklärung benutzt und durch die Weigerung,

Belgiens Neutralität zu achten, England zum Kriege gezwungen. Der kriegerische Ausgang ist aber nur die unvermeidliche Folge der ganzen deutschen Politik. In dem Bewußtsein, „der ewige und einzige Träger von Kultur und Wissenschaft zu sein“, wollte sich Deutschland die Welt unterwerfen. Deshalb hatte es seine Kaufleute und Lehrer in alle Welt geschickt, „um die Existenz anderer Nationen zu untergraben und den preußischen Regimentern den Weg zu bahnen“. Angestrichs dieses Zieles hat Deutschland vor nichts zurückgeschreckt: es hat den Burenkrieg entfacht, den russisch-japanischen Krieg, den chinesischen Feldzug, die russische Revolution, den Irredentismus, die türkische Revolution, es hat sein Heer und seine Flotte gestärkt. Frankreich, der „berufene Apostel der Freiheit“, begnügte sich damit, die Statue der Straßburg zu bekränzen. Aber da seine Sicherheit durch die wirtschaftliche Habsucht Deutschlands bedroht war, suchte und fand es die Freundschaft Englands und Rußlands und vermittelte zwischen beiden Mächten zwecks Erhaltung des Weltfriedens.

Der Krieg hat das französische Publikum enttäuscht. Man dachte, man hätte es nur mit einer Kaste zu tun und sah sich plötzlich einem ganzen Volke gegenüber. Wie ist dieser Volkskrieg zu erklären? Nur durch die Tat-